

Interview Mahir Türkmen, 14.06.15

„In Israel bin ich ein bunter Vogel, denn ich habe keine deutsche Biografie“

Stand: 29.06.15

Geburtsjahr	1994
Geburtsort	Augsburg
Aufgewachsen in	In Neusäß im Landkreis Augsburg
In Israel seit	September 2014, bis voraussichtlich Ende August 2015
Beruf	Abiturient/ Freiwilliger bei ASF

1. Die Geschichte meiner Familie

Die Geschichte meiner Familie ist die klassische türkische Gastarbeitergeschichte.

Meine Großeltern mütterlicherseits sind Kurden und stammen aus einem ostanatolischen Dorf. Später zogen sie in die westtürkische Großstadt Bursa, wo meine Mutter als Jüngste von drei Geschwistern geboren wurde. Die Arbeits- und Lebensbedingungen in der Türkei waren schlecht und so beschloss mein Großvater 1969 im Alter von dreißig Jahren als Gastarbeiter nach Deutschland zu gehen. Es war für ihn wie ein Sprung ins kalte Wasser, aber er träumte von einer besseren Zukunft im Ausland.

Die Gastarbeiter wurden in Deutschland für körperlich schwere Arbeit gebraucht, z.B. im Straßenbau und in Fabriken. Sie mussten richtig schuften, deswegen wurden sie auch in der Türkei schon einem Gesundheitscheck unterzogen. Hier wurde aussortiert, wer die körperliche Arbeit nicht verrichten kann. Auch mein Opa musste ärztliche Bescheinigungen und viele Dokumente vorlegen. Die Familie hat ihn in dieser Zeit sehr unterstützt, damit es ihm gelingt nach Deutschland auszuwandern. Er war einer der ganz wenigen aus der Familie, die es geschafft haben.

Mit dem Istanbul-München-Express kam er in Deutschland an und wurde sofort zu einer Firma in Neusäß, nahe Augsburg, weitergeschickt. Dort arbeitete er als Elektriker. Mein Opa teilte ein Zimmer mit fünf weiteren Gastarbeitern. Er wollte soviel Geld wie möglich sparen, damit er seine Familie nachholen kann. Erst 1972 konnte meine Großmutter mit den drei Kindern im Rahmen der Familienzusammenführung nach Deutschland immigrieren. Meine Mutter war damals vier Jahre alt. Als meine Großmutter nach Deutschland kam, sprach sie kaum Deutsch und hat allerlei Arbeiten angenommen, angefangen von einer Hilfskraft beim Putzen bis zur Näherin in einer Fabrik. In der Anfangszeit hatten meine Großeltern ein gutes Netzwerk aus türkischen Familien. Diejenigen, die schon länger im Land waren und besser Deutsch sprachen, haben die Neuankömmlinge bei der Wohnungssuche und bei Behördengängen unterstützt.

Nach und nach konnten meine Großeltern Geld sparen und sich eine Eigentumswohnung in Neusäß und auch ein Haus in der Türkei leisten. Mittlerweile leben sie die Hälfte des Jahres in Deutschland und die andere Hälfte in der Türkei.

Meine Großeltern haben sich immer fürsorglich um ihre Kinder gekümmert, doch da beide in Vollzeit arbeiteten, fehlte einfach die Zeit. Daher hatten meine Mutter und ihre Brüder es schwer. Sie haben die Hauptschule besucht und konnten alle keinen höheren Bildungsabschluss erzielen.

Meine Mutter hat eine Ausbildung als Friseurin absolviert. Inzwischen arbeitet sie in der Auftragsannahme eines Farbenherstellers.

Bei einem Familienurlaub in der Türkei lernte sie meinen Vater kennen, der gerade seinen Wehrdienst leistete. Er lebte in Bursa mit seiner Familie im Nachbarhaus meiner Großeltern.

In den 1970er Jahren war es in der Türkei üblich, dass man zuerst die Eltern seiner „Angebeteten“ um Erlaubnis fragt, wenn man jemanden näher kennenlernen möchte. Mein Vater hat sich selbst nicht getraut und seine Mutter vorgeschickt. Sie ist zu den Eltern meiner Mutter gegangen und hat ihnen gesagt, dass ihr Sohn ihre Tochter näher kennenlernen möchte. Meine Großeltern haben meiner Mutter diese Entscheidung überlassen und sie stimmte zu. Nach ein oder zwei Jahren, in denen meine Mutter immer zwischen der Türkei und Deutschland pendelte, haben meine Eltern geheiratet. Nach der Hochzeit ist mein Vater zu meiner Mutter nach Deutschland gezogen. Er war damals 25 Jahre alt. Der Umzug war eine leichte Entscheidung für ihn, denn die Verhältnisse in der Türkei waren nicht so gut wie in Deutschland. Aber es war auch ein großer Schritt, denn er ließ fast seine komplette Familie zurück.

Als mein Vater nach Deutschland kam, musste er zunächst die Sprache erlernen. Heute spricht er zwar Deutsch, aber nicht gerne. Es ist nicht seine Muttersprache; er hat sich nie mit der deutschen Sprache wirklich angefreundet.

Anfangs arbeitete er in einem Gartenmarkt. Seit 2001 ist er Bodenmitarbeiter am Flughafen München und für die Gepäckabfertigung verantwortlich.

2. Meine Biografie

Ich bin 1994 in Augsburg geboren und in Neusäß in einem gemischt türkisch-deutschen Umfeld groß geworden. Ich bin zweisprachig aufgewachsen. Mein jüngerer Bruder und ich haben mit unserer Mutter Deutsch gesprochen und mit unserem Vater Türkisch.

Das Alevitentum (**Infokasten**) war der kulturelle Background, mit dem ich groß geworden bin. Bis heute ist es mir wichtig. Meine Eltern haben uns nicht religiös erzogen, sie haben uns die Entscheidung religiös zu leben, freigestellt. Wir haben aber alevitische Feste gefeiert und auch die Zeremonien und Rituale begangen, die sehr pantheistisch sind. Das bedeutet: wir beten keinen Gott als Solchen an, sondern glauben, dass in jedem Lebewesen etwas Göttliches liegt. Meine Eltern, insbesondere mein Vater, haben uns stets dementsprechende Werte wie Ehrlichkeit und Nächstenliebe vermittelt.

Wir lebten in einem Häuserblock, wo es nur noch eine weitere türkische Familie gab. Die anderen Bewohner/innen waren Deutsche und das Verhältnis zu ihnen war sehr gut. Insbesondere mit einem deutschen Ehepaar hatten wir immer engen Kontakt. Die beiden haben mir oft geholfen, wofür ich ihnen bis heute dankbar bin. Der Mann ist für mich eine Art Patenopa. Er ist pensionierter Ingenieur und hat mich bei den Hausaufgaben und beim Lernen unterstützt. Meine Mutter konnte mir noch bis zur 4. Klasse mit dem Lernstoff helfen, dann habe ich das Gymnasium besucht und als Englisch und das Latein hinzukamen, war sie überfordert.

2014 habe ich mein Abitur gemacht und wenige Monate später ein Freiwilliges Soziales Jahr in Israel begonnen. Seit dem lebe und arbeite ich in Haifa. Wenn ich wieder nach Deutschland zurückkehre, möchte ich mein Studium der Staatswissenschaften beginnen.

3. Gründe für den Umzug nach Israel und Reaktionen des Umfeldes in Deutschland

Schon vor dem Abitur habe ich beschlossen, ein Freiwilliges Soziales Jahr zu absolvieren. Ich wollte aus Europa raus, „über den Tellerrand schauen“, wie man so schön sagt, und etwas lernen. Bei meinen Recherchen nach möglichen Ländern bin ich im Internet auf Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) gestoßen. Dort habe ich mich für einen Freiwilligendienst in Israel beworben.

Israel ist in den Medien immer präsent. Da ich viel über das Land gelesen habe, wollte ich mit eigenen Augen sehen, wie es hier ist. Ich war auch neugierig auf die Kultur Israels, von der wir in Deutschland wenig wissen. In der Oberstufe haben wir deutsche Geschichte, die Staatsgründung Israels und die israelischen Kriege durchgenommen. Das hat zusätzlich meine Neugier auf das Land geweckt.

Meine Eltern fanden es gut, dass ich mir ASF ausgesucht hatte, denn die Organisation erschien ihnen vertrauenswürdig. Im Februar 2014 stand fest, dass ich nach Israel gehe. Als dann im Sommer der Gazakrieg

ausbrach und man in den Medien sah, dass beiden Seiten unter Beschuss standen, reagierte mein Umfeld sehr kritisch auf meine Entscheidung. Während ich mich auf meine Ausreise im September 2014 vorbereitete, war der Gazakrieg noch in vollem Gange. Meine Entsendeorganisation hatte bereits angekündigt, den Ausreisetermin zu verschieben, wenn die Sicherheitslage sich nicht normalisiert sollte. Doch konnte ich plangemäß einreisen, weil

Israel und die Hamas einen Waffenstillstand vereinbart hatten.

Mein gesamtes Umfeld, insbesondere meine Eltern, nahmen Israel als Kriegsgebiet wahr und sorgten sich um mich. Ich habe meine Familie beruhigt, dass man in Haifa nicht viel vom Gazakrieg im Süden des Landes spürt. Darüber hinaus musste ich ihnen versprechen, beim kleinsten Konflikt nach Deutschland zurückzukehren. Hilfe bekam ich von der Deutsch-Israelischen Gesellschaft. Ein Mitglied besuchte meine Eltern, schilderte ihnen die Lage in Israel und versicherte, dass er mich bei meinem Vorhaben unterstützt.

Die Familie in der Türkei war ebenfalls besorgt wegen der Sicherheitslage. Sie haben grundsätzlich kein Problem mit Israel. Das hat auch mit unserem alevitischen Hintergrund zu tun. Sie sind sehr offen und unvoreingenommen.

Aber es gab in meinem Umfeld auch - unabhängig vom Krieg - überaus kritische Stimmen sowohl von Türkischstämmigen, als auch von Deutschen, die sagten: "Geh nicht nach Israel, das sind doch Mörder". Oft wurde ich gefragt, warum ich mir nicht ein anderes Land aussuche. Für manche habe ich auch im übertragenen Sinne eine Grenze überschritten, als ich nach Israel kam.

4. Leben und Alltag in Israel

Seit meiner Ankunft in Israel lebe ich in einer Wohngemeinschaft mit anderen deutschen Freiwilligen in Haifa. Die nordisraelische Stadt habe ich mir vor allem wegen der Arbeit ausgesucht. Ich arbeite in zwei unterschiedlichen Projekten. Dreißig Stunden meiner wöchentlichen Arbeitszeit leiste ich in einem Zentrum für Kinder mit geistigen und körperlichen Behinderungen und ältere Menschen mit. Hier assistiere ich beim Unterricht, helfe den Kindern und greife den Therapeuten/innen unter die Arme. Ich mache alles von A bis Z und bin überall dabei, wo man mich braucht.

Zusätzlich arbeite ich wöchentlich zehn Stunden in einem Altenheim mit deutschsprachigen Senioren/innen. Manche sind vor dem Zweiten Weltkrieg nach Palästina geflüchtet, Andere haben den Holocaust überlebt und sind danach nach Israel eingewandert. Ich besuche sie zwei Tage in der Woche, wir trinken zusammen Kaffee, essen Kuchen und ich unterhalte mich mit ihnen. Diese Begegnungen sind auch für mich sehr interessant. In der Schule ist der Geschichtsunterricht sehr theoretisch, aber hinter jedem Namen steckt eine Biografie. In gewisser Weise ist es ein Luxus, dass es noch Zeitzeugen gibt, die uns ihre Geschichte berichten können. Daher genieße ich es, derart viele Menschen zu treffen, die so alt sind, über so viel Erfahrung verfügen und so viel erlebt haben. Sie geben mir Denkanstöße, für die ich sehr dankbar bin.

Auch die Arbeit in der Einrichtung für Menschen mit Behinderung macht mir viel Spaß. Zuvor habe ich noch nie in diesem Bereich gearbeitet und daher gerade in der Anfangszeit viel Neues gelernt. Diese Tätigkeit ist körperlich anstrengend, während ich im Altenheim geistig gefragt bin. Da reflektiere ich und verarbeite, was die Senioren/innen mir erzählen. Beide Arbeitsstellen sind sehr unterschiedlich und ergänzen sich meiner Meinung nach wunderbar.

Haifa gefällt mir gut, weil es eine gemischte Stadt ist. Hier wohnen Araber/innen und Juden/innen und das Zusammenleben funktioniert mehr oder weniger. Dies bietet mir zusätzlich einen anderen Blickwinkel auf die Gesellschaft und die Menschen hier in Haifa. Mittlerweile habe ich viele arabische Freunde/innen und bin auch mit Arbeitskollegen/innen befreundet. Ich arbeite mit Drusen/innen, Arabern/innen, orthodoxen und säkularen Juden/innen.

Ich war immer interessiert und neugierig und das erleichterte mir die Integration. Die Leute hier sind überaus kontaktfreudig und man kommt schnell ins Gespräch. Die sprachliche Verständigung funktioniert ohne Probleme, da hier alle Englisch sprechen.

In Israel ist mein Umfeld durch die anderen deutschen Volontäre/innen und meine Arbeit mit deutschsprachigen Senioren/innen auch Deutsch geprägt. Manchmal habe ich das Gefühl, hier in einer deutschsprachigen Blase zu leben.

Viele meiner arabischen Freunde/innen leben in der Innenstadt von Haifa. Wir treffen uns oft und gehen zusammen aus. Bei der Arbeit habe ich sehr viele jüdische Freunde/innen, doch sie leben eine Stunde mit dem Bus entfernt. Daher sehe ich sie hauptsächlich bei der Arbeit. Wir verstehen uns gut und können über alles sprechen. Doch da ich nach einem Jahr wieder weggehe, stellt sich für mich auch die Frage, wie sehr man Freundschaften vertiefen möchte.

In meinem Alter leisten die meisten jüdischen Israelis gerade Militärdienst, deswegen ist es für uns schwer, mit Juden/innen in unserem Alter in Kontakt zu kommen. Auch deswegen haben wir mehr mit arabischen Israelis zu tun.

5. Grenzerfahrungen und Überwinden von Grenzen

In Europa spielen geografische Grenzen kaum eine Rolle. In Israel ist es genau das Gegenteil. Das Land ist von arabischen Staaten umgeben, die Israel meist feindlich gesinnt sind und den jüdischen Staat hier nicht wollen. Kürzlich waren wir auf den Golanhöhen (GI?) an der syrischen Grenze und da sahen wir auch physisch die Landesgrenze in Form einer UN-Sicherheitszone und riesigen Anlagen mit Stacheldraht und Elektrozaun. Die physischen Grenzen Israels sind kaum durchlässig, auch zum Westjordanland und zu Gaza gibt es umfassende Kontrollen an den Grenzübergängen, die nicht jeder passieren darf.

In Israel nehme ich viele Grenzen wahr, nicht nur physische, sondern auch ethnische, religiöse und politische. Es gibt eine Grenze zwischen der jüdischen Mehrheit und der arabischen Minderheit, aber auch innerhalb dieser beiden Gruppen, z.B. zwischen Religiösen und Säkularen, Aschkenasen und Sepharden. Die israelische Gesellschaft ist sehr gespalten und es verlaufen viele Trennungslinien zwischen den einzelnen Bevölkerungsgruppen.

Meine jüdischen Bekannten äußern oft Vorurteile gegenüber Arabern/innen und auch von arabischen Bekannten höre ich abfällige Äußerungen gegenüber Juden/innen. Dieser offene, latente Rassismus, auf den man hier überall stößt, machte mir gerade anfangs zu schaffen. Da bin ich an Grenzen gestoßen, auch an die eigenen, weil ich dies nicht nachvollziehen kann. Natürlich gibt es auch Rassismus in Deutschland, aber nicht in derart offen und flächendeckend. Z.B. waren wir hier in Haifa bei einem netten älteren Ehepaar zum Essen eingeladen und plötzlich fielen rassistische Äußerungen. Ich saß als Gast an ihrem Tisch, daher konnte ich mir nicht anmaßen, sie zu tadeln oder zu sagen "Ich weiß es besser als du, auch wenn du hier lebst". Mit der Zeit stumpft man etwas ab, kann damit umgehen und es auch ein bisschen verdrängen. Am Anfang war es schwierig und man stellt sich die Frage, ob man mit diesen Leuten noch befreundet sein kann oder will.

Es kommt nicht vor, dass ich mit Juden/innen und Arabern/innen gleichzeitig etwas unternehme, das sind zwei getrennte Freundeskreise, obwohl in Haifa das Zusammenleben halbwegs funktioniert. Wir haben den Luxus eines Sonderstatus in diesem Fall, denn als Deutsche können wir arabische und jüdische Freunde/innen haben.

Auch auf politischer Ebene sind die Grenzen in Israel sehr deutlich. Einige meiner Arbeitskollegen/innen stehen voll und ganz hinter der Politik des israelischen Ministerpräsidenten Benjamin Netanyahu, während die meisten der Senioren/innen gegen Netanyahu sind und teilweise politisch weit links stehen. Dies kommt auch daher, dass viele der Kibbuzbewegung angehörten und Anhänger/innen dieser sozialistischen Ideen sind. Auch diejenigen, die sich inzwischen davon abgewendet haben, sind dennoch gegen Netanyahu. Meine arabischen Bekannten wiederum wählen die Vereinte Arabische Liste (Infokasten). Diese politischen Grenzen nehme ich wahr und sie spalten die Gesellschaft. Die Grenzen zwischen der Linken und der Rechten sind sehr deutlich.

In Deutschland lassen sich die großen Parteien inhaltlich schwer unterscheiden und die politische Stimmung ist nicht derart emotional aufgeladen wie in Israel. Dies liegt auch daran, dass die Sicherheit Deutschlands nicht auf dem Spiel steht. Deutschland geht es momentan gut, trotz der Krise in Europa. In Israel spielt die

Angst um Sicherheit eine große Rolle, mit der man nicht zuletzt auch versucht, die Wähler/innen zu mobilisieren, indem existenzielle Ängste geschürt werden.

In Israel habe ich keine Ausgrenzung erfahren. Ganz im Gegenteil. Juden freuen sich immer, wenn ich erzähle, dass ich als Volontär hier bin und fragen mich: "Wie kamst du auf die Idee nach Israel zu kommen? Israel wird doch auf der ganzen Welt gehasst." und die zweite Frage ist immer, ob ich Jude bin. Sie freuen sich dann noch mehr, wenn sie erfahren, dass ein Nicht-Jude herkommt, um hier freiwillig zu arbeiten. Im Endeffekt sind die Reaktionen auf mich positiver, weil ich Nicht-Jude bin.

Die meisten Senioren/innen, mit denen ich arbeite, sprechen gerne Deutsch und sind Deutschen gegenüber offen. Es gibt auch einige, die Deutsch als die Sprache der Täter/innen ablehnen und dementsprechend wenig mit den deutschen Volontären/innen zu tun haben. Das ist eine Grenze, die ich respektiere und nachvollziehen kann. In dieser Hinsicht bin ich ein bunter Vogel, denn ich habe keine deutsche Biografie im geschichtlichen Sinne. Ich bin Deutscher und in Deutschland aufgewachsen, aber meine Familie ist erst nach dem Zweiten Weltkrieg nach Deutschland immigriert. Wenn ich ihnen sage, dass ich Deutscher bin, dann wundern sie sich natürlich über mein Aussehen und fragen nach. Dann sage ich, dass ich türkische Wurzeln habe. Natürlich wundern sie sich, warum ich dann mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste diese Arbeit mache, aber die Reaktionen sind umso positiver.

Bis ich nach Israel kam, habe ich noch zuhause bei meinen Eltern gelebt. In unserer Wohngemeinschaft hier ist jeder für sich selbst verantwortlich. Ich muss mich nicht nur auf meine Arbeit konzentrieren, sondern auch den Haushalt mittragen. Die Wohnung, Wasser, Strom usw. werden von ASF übernommen und auch mein Busticket bekomme ich bezahlt. Meine Lebensqualität ist nicht gesunken, denn Israel ist sehr westlich geprägt. Allerdings sind die Lebenshaltungskosten hoch und man muss haushalten können. Hier musste ich lernen, selbstständig zu sein. Das war eine Grenze, die ich überwinden musste und auch erfolgreich überwunden habe.

Eine weitere Grenze stelle ich in Bezug auf mein eigenes Wissen fest. Man lernt hier Dinge aus einer ganz neuen Perspektive kennen und beschäftigt sich damit. In Deutschland vergessen wir oft diese Dialektik anzuwenden und den Nahostkonflikt aus verschiedenen Perspektiven und auch aus dem Blickwinkel der unterschiedlichen Minderheiten zu beleuchten. Man kann nicht sagen: "Araber ist gleich Araber", z.B. gibt es Drusen (**Infokasten**), die sich als Muslime fühlen und einige unterstützen Israel und dienen in der israelischen Armee, während andere Assad in Syrien unterstützen. Daran merkt man, wie zerrissen und vielschichtig die israelische Gesellschaft ist und dass man nicht von der einen israelischen Gesellschaft, oder pauschal von den Juden oder von den Arabern sprechen kann.

Vor der Ankunft in Israel hatte ich versucht, mir keine Meinung zu bilden, um nicht voreingenommen zu sein. Aber irgendwie denkt man als Deutscher doch immer Bescheid zu wissen, wenn es um Israel geht. Vor Ort stellte ich fest, dass alles ganz anders ist als erwartet. Die Situation ist vielschichtig und unübersichtlich. Momentan sieht es so aus, als ginge es im gesamten Nahen Osten drunter und drüber, außer in Israel. Es werden Grenzen offensichtlich, von denen wir in Deutschland zuvor nicht gehört haben. Beispielsweise macht ISIS (**Infokasten**) es klar, dass Islam nicht gleich Islam ist und dass wir eigentlich sehr wenig über den Nahen Osten wissen.

In Israel höre ich ganz genau auf das, was die Menschen sagen und auch wie sie es sagen. Oft kann man die Position von jemandem heraushören, auch wenn er sie nicht offensichtlich preisgibt. Ich habe auch gelernt sensibler zu sein und die feinen Trennungslinien innerhalb von Minderheiten wahrzunehmen und auch zu sehen, wie sie miteinander umgehen. Das ist auch eine kulturelle Bereicherung für mich.

Grenzen in Deutschland

In Deutschland gibt es immer noch viele soziale Grenzen. Z.B. ist es für Arbeiterkinder oder Kinder mit Migrationshintergrund nach wie vor schwieriger ein Gymnasium zu besuchen. Das habe ich selbst erfahren, denn eigentlich sollte ich die Hauptschule besuchen, da meine Noten in der Grundschule nicht für das

Gymnasium ausreichen. Meine Mutter wollte, dass ich die Aufnahmeprüfung für die Realschule mache, aber ich habe beschlossen, dass ich die Prüfung fürs Gymnasium ablegen möchte. Dann habe ich mich die ganzen Sommerferien in meinem Zimmer verschanzt und von morgens bis abends gelernt. Meine Eltern haben mir immer ermöglicht, Nachhilfe in Anspruch zu nehmen, weil sie mir selbst nicht beim Lernen helfen konnten. Als ich die Aufnahmeprüfung geschafft habe, war ich sehr glücklich, das Gymnasium besuchen zu dürfen.

Die Anfangszeit war allerdings schwierig. Meine Mitschüler/innen kamen aus besseren Verhältnissen und ihre Eltern konnten ihnen beim Lernen helfen. Da habe ich eine Grenze gespürt. Zusätzlich gab es bis zur 8. Klasse eine Klasse nur für Kinder mit Migrationshintergrund. Wir waren 31 Kinder, vier davon waren Deutsche ohne Migrationshintergrund. Das hatte zur Folge, dass keiner richtig Deutsch lernte. Meine Mutter beschwerte sich oft beim Schulleiter. Seine Antwort lautete, dass es für den Religionsunterricht bequemer sei, wenn die Kinder nicht den Klassenraum wechseln müssten, denn wir hatten alle Ethikunterricht. Später kam eine zweite Fremdsprache dazu und wir wurden wieder anders verteilt. In der neuen Klasse war ich komplett integriert, doch die deutlich spürbaren sozialen Grenzen habe ich nicht vergessen, auch nicht als ich schon Schülersprecher war. Als für die neuen fünften Klassen diskutiert wurde, wieder eine solche Ethikklasse einzurichten, bin ich vor der gesamten Elternversammlung und dem Direktor aufgestanden und habe mich dagegen ausgesprochen.

6. Persönlicher Bezug zu deutsch-jüdischer Geschichte und meine Perzeption deutsch-israelischer Beziehungen

Die deutsch-jüdische Geschichte interessiert mich in vielerlei Hinsicht. Bereits in der Schule habe ich nach dem Unterricht an einem freiwilligen Projekt zu jüdischem Leben in Augsburg vom Wiener Kongress bis zum Ersten Weltkrieg teilgenommen. Wir recherchierten, wie viele Juden in Augsburg lebten, was sie arbeiteten, welche Vereine sie hatten, wo sie wohnten etc. Ich fand es interessant, mich mit diesem Thema auseinanderzusetzen und Recherchen zu betreiben, die normalerweise nur Studierende machen. Am Ende hatten wir die genauen Adressen, an denen Juden/innen damals lebten. Wir sind auch dort hingefahren, haben uns die Häuser angesehen und geschaut, wer dort heute lebt.

Meine erste Begegnung mit dem Thema Shoah hatte ich im Alter von sieben Jahren, als wir umgezogen sind. Bei Renovierungsarbeiten im neuen Haus kam hinter einem riesigen Kachelofen eine bronzene Büste von Hitler zum Vorschein. Das war das erste Mal, dass ich bewusst mit Hitler konfrontiert wurde. In der Grundschule nahmen wir gerade oberflächlich deutsche Geschichte durch und ich wollte diese Büste als Überbleibsel und Geschichtsobjekt der Klasse zeigen. Meine Lehrerin sah die Büste und war schockiert. Sie sagte mir: "Das ist ein ganz böser Mann". Ich hatte daraufhin Gewissensbisse, dass ich die Büste mitgenommen hatte. Mein Vater warf sie in den Müll, weil er sie nicht im Haus haben wollte.

Wir leben nicht weit von Dachau entfernt. Dort war ich nicht nur mit der Schule, sondern auch mit meiner Familie, weil wir uns die KZ-Gedenkstätte selber anschauen wollten. Meine Familie unterscheidet sich von anderen Familien, wo der Opa oder Uropa in der SS war. In meiner Familie gab es keine Täter/innen und vielleicht ist es daher leichter für uns, damit umzugehen. Die Shoah ist in ihrem Ausmaß einmalig und nicht vergleichbar, aber es gab 1915 einen Völkermord an den Armeniern (**Infokasten?**) in der Türkei und das ist uns bewusst. Ein Verwandter von uns hatte damals in der Türkei einen Armenier versteckt und vor der Ermordung gerettet. Wir gehören ebenfalls einer unterdrückten Minderheit an und sind daher sehr sensibel für diese Thematik.

Es liegt nicht nur in der Verantwortung der Deutschen, sich mit dem Thema Verfolgung und Genozid auseinanderzusetzen. Das müssten alle Nationen weltweit tun. Ein Völkermord darf nicht nur in Deutschland, sondern weltweit nie wieder zugelassen werden.

Es ist auch beschämend zu sehen, dass die Türkei den Völkermord an den Armeniern von Regierungsseite bis heute größtenteils leugnet. Als Deutscher mit türkischen Wurzeln sehe ich, dass da noch eine Menge Arbeit getan werden muss.

Für mich bedeutet die Shoah Verantwortung zur Auseinandersetzung mit der Geschichte, Sensibilität bezüglich dieser gesamten Thematik und Pflicht zur Aufklärung und Bildung. Nach diesem Freiwilligenjahr in Israel spüre ich dies noch deutlicher. Meine Senioren/innen sind der Meinung, dass wir in der dritten und vierten Generation nicht mehr schuldig sind. Schuldgefühle in diesem Sinne habe ich auch nicht, aber da ich Deutscher bin und mich zu einem großen Teil mit Deutschland identifiziere, ist es auch mein kulturell historischer Background und ich muss mich mit der deutschen Geschichte auseinandersetzen.

Einer der Seniorinnen, die ich betreue, wurde letzte Woche vom deutschen Botschafter in Israel das Bundesverdienstkreuz für ihr Lebenswerk verliehen. Sie setzt sich für deutsch-israelische Beziehungen und Versöhnung ein. U.A. trifft sie deutsche Jugendliche und erzählt ihre Geschichte als Holocaustüberlebende. Das war ein sehr bewegender Moment für mich und ich habe es als große Ehre empfunden, dass ich als einer der wenigen geladenen Gäste teilnehmen durfte.

Der Botschafter sprach in seiner Rede auch über das 50-jährige Jubiläum der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel, das 2015 begangen wird. Mir sind diese Beziehungen sehr wichtig, noch mehr als vor meinem Aufenthalt in Israel.

Auf diplomatischer Ebene empfinde ich die deutsch-israelischen Beziehungen als sehr gut. Beispielsweise betont die Bundesregierung immerzu uneingeschränkte Solidarität mit Israel.

Auf der gesellschaftlichen Ebene sehe ich noch viel Verbesserungspotenzial in der deutsch-israelischen Verständigung. Israel kennen die meisten Deutschen nur im Zusammenhang mit dem Nahostkonflikt und denken, alles zu wissen und Experte zu sein. Dabei kratzen sie immer nur an der Oberfläche, statt hierher zu kommen und sich das Land mit eigenen Augen anzuschauen.

Ich hatte versucht, im Nahostkonflikt keine Position zu beziehen, sondern wollte mir vor Ort ein Bild machen. Vor meiner Abreise habe ich Dr. Münker von der Deutsch-Israelischen Gesellschaft kennengelernt, der mir sein Eindrücke von Israel schilderte und die israelische Gesellschaft beschrieb. Dabei merkte ich bereits, dass das in Deutschland verbreitete Israelbild unvollständig ist. Wir lernen in der Schule über den Nahostkonflikt, aber das Wesentliche wird ausgelassen. Aspekte, die mit dem Krieg nichts zu tun haben, werden in Deutschland nicht vermittelt und so kommen Urteile zustande, die nicht dialektisch hinterfragt werden. Die deutschen Schulen müssten im Unterricht mehr Hintergrundwissen über Israel lehren, denn Israel ist nicht der Nahostkonflikt. Das Land ist vielschichtiger und komplizierter, auch der Konflikt. Man kann nicht sagen, dass die Friedensverhandlungen zwischen Israelis und Palästinensern/innen nur am Siedlungsbau, Jerusalem oder an Gaza scheitern. Dies sind wichtige Faktoren, aber nicht die einzigen. Hierzu muss in Deutschland mehr Aufklärung betrieben werden.

Meinen Freiwilligendienst hier sehe ich als einen persönlichen Beitrag zur deutsch-israelischen Verständigung. Wenn ich nach Deutschland zurückkehre, habe ich die Pflicht, das differenzierte Israelbild, das ich hier gewonnen habe, auch an andere zu vermitteln. Dies ist mir sehr wichtig.

Die türkisch-israelischen diplomatischen Beziehungen stecken in einer tiefen Krise. Der türkische Präsident Erdogan zieht den Nahostkonflikt sehr populistisch auf und nutzt ihn für sich. Er sympathisiert mit der Hamas und sagt: "Unsere muslimischen Brüder werden in Gaza abgeschlachtet". Er hetzt gegen Israel und auch gegen Juden. Das ist eine gefährliche Entwicklung in der Türkei. Zudem wird immer propagiert, dass Hamas das Opfer ist und die Juden an allem Schuld sind, was natürlich falsch ist.

Dass viele Türkischstämmige in Deutschland bei Demonstrationen gegen den Krieg in Gaza lauthals "Kindermörder Israel" geschrien haben, war für mich erschreckend. Sie sehen nur, dass ihre Glaubensbrüder in Gaza bombardiert werden. Natürlich ist es normal, Empathie zu empfinden, wenn Kinder sterben, aber der pauschalen antiisraelischen und antisemitischen Stimmung muss man etwas entgegensetzen. Indem ich mit meinen türkischen Wurzeln nach Israel gekommen bin, kann ich eine Brücke bauen, kann eingreifen und sagen: "Stop, so ist es in Israel nicht."

Die israelische Gesellschaft ist wiederum kritisch gegenüber Deutschland. Viele Israelis haben das Gefühl, von vorneherein als die Bösen abgestempelt zu werden und fühlen sich ungerecht behandelt. Dies hat nach dem letzten Krieg 2014 noch erheblich zugenommen, auch wenn die israelische Armee Zivilisten in Gaza

nicht vorsätzlich tötet, ist dies das Bild, das in vielen Medien verbreitet wird. Israelis sind sich diesem Stimmungsbild in den internationalen Medien bewusst und bekommen auch den wachsenden Antisemitismus mit, die Terroranschläge in Paris oder brennende Asylbewerberheime in Deutschland. Dies ist das Bild, das sich Israelis von Europa machen. Sie sehen brennende Asylheime, aber nicht die Gegendemonstrationen besorgter Bürger/innen.

Arabische Israelis freuen sich über israelkritische Stimmen aus Europa und über antiisraelische Proteste im Ausland.

Ich kann es nachvollziehen, dass viele Israelis es hier einfach satt haben. Viele wundern sich, wenn ich ihnen erzähle, dass ich Politik studieren will. Meine israelischen Bekannten wollen sich nicht mehr mit Politik auseinandersetzen. Seit Jahrzehnten leiden sie unter dem Konflikt und jeder ist irgendwie davon betroffen, sei es weil sie ein Familienmitglied verloren haben oder durch den dreijährigen Militärdienst.

Hinzu kommen die enorm hohen Lebenshaltungskosten. Da ist es verständlich, wenn junge Israelis ins Ausland wollen. Eine Metropole wie Berlin, wo das Zusammenleben funktioniert und die sehr offen ist, übt natürlich eine gewisse Anziehungskraft aus. Das gilt für arabische und jüdische Israelis gleichermaßen. In meinem Alter verbinden ganz wenige Deutschland mit Nationalsozialismus oder Antisemitismus.

Meine Senioren/innen sehen die Auswanderung junger Israelis kritisch. Sie sind überwiegend noch zur britischen Mandatszeit eingewandert, haben das Land unter schweren physischen und psychischen Strapazen aufgebaut und für die Unabhängigkeit Israels gekämpft. Dass die Jugend nun weg möchte, ausgerechnet nach Berlin, ist für sie unverständlich.

7. Heimat/Zuhause

Mein Zuhause ist in erster Linie in Augsburg, wo ich geboren und aufgewachsen bin und wo meine Familie ist. Zuhause ist für mich ein Gefühl der Geborgenheit. Auch hier in Haifa fühle ich mich mittlerweile zuhause.

Meine Heimat ist nicht nur Deutschland, sondern auch die Türkei. Das liegt daran, dass ich viele Familienangehörige in der Türkei habe, mit der ich in engem Kontakt stehe. Dadurch bekomme politisch und kulturell einiges aus der Türkei mit. Ich merke das auch beim Zeitungslesen, weil ich mir speziell Artikel zur Türkei und auch Deutschland durchlese. Andere Länder lasse ich eher außen vor.

Bis zu meinem 16. Lebensjahr hatte ich die türkische Staatsbürgerschaft und habe mich dann für die deutsche entschieden, weil man damals keine doppelte Staatsangehörigkeit haben durfte. Inzwischen hat sich die Gesetzgebung geändert. Nach meiner Rückkehr nach Deutschland möchte zusätzlich wieder die türkische Staatsbürgerschaft beantragen.